

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

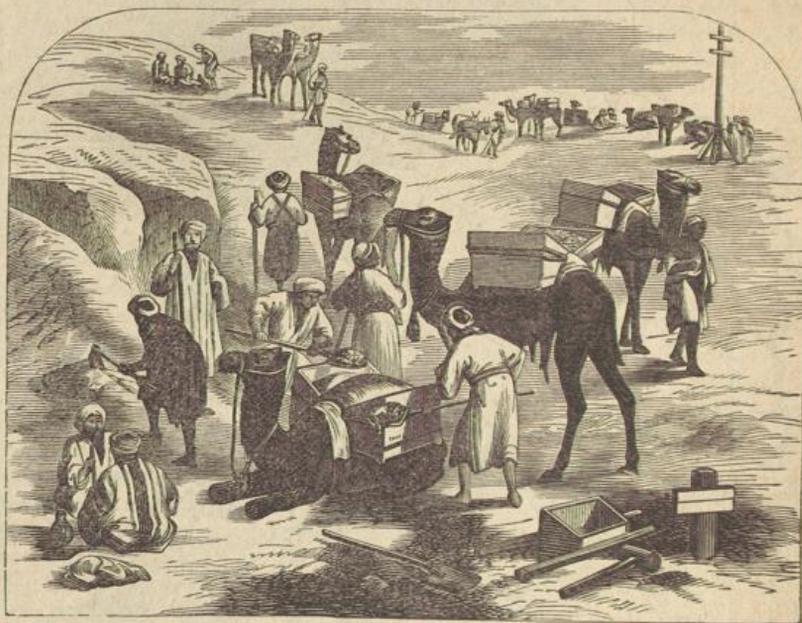
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

sonst feindlich, vereinigten sie sich hier zu einer frohen Feier.

Da war der ruhmgekrönte Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und sein Minister Graf von Beust, der Prinz von Hessen und auch sie, die Göttin der Mode, Eugenie, die Kaiserin der Franzosen. Sie hatte sich prächtig herausgeputzt und bezauberte die versammelten Fürsten durch ihre Grazie, allein dem Leser hätten wohl seine drallen Sremädchen besser behagt. Man machte auch überall ein Geschrei von ihr, als seien

die Thaten, mit denen sie die Welt beglückt hat, die Erfindung des Reifrocks und des Haarbentels, weit wichtiger, als die Durchstechung der Landenge von Suez. Doch weiter — man könnte sonst glauben, die graziose Kaiserin hätte dem Wanderer selbst den alten Kopf mit ihren schwarzen Augen verdreht — auf prächtig ausgeschmückten und reich bewimpelten Schiffen fuhr die Majestät, vom Vizekönig von Aegypten in zuvorkommendster Weise aufgenommen, unter den Klängen des französischen Nationalliedes: „Partant pour la Syrie“ von Port Said aus den Kanal



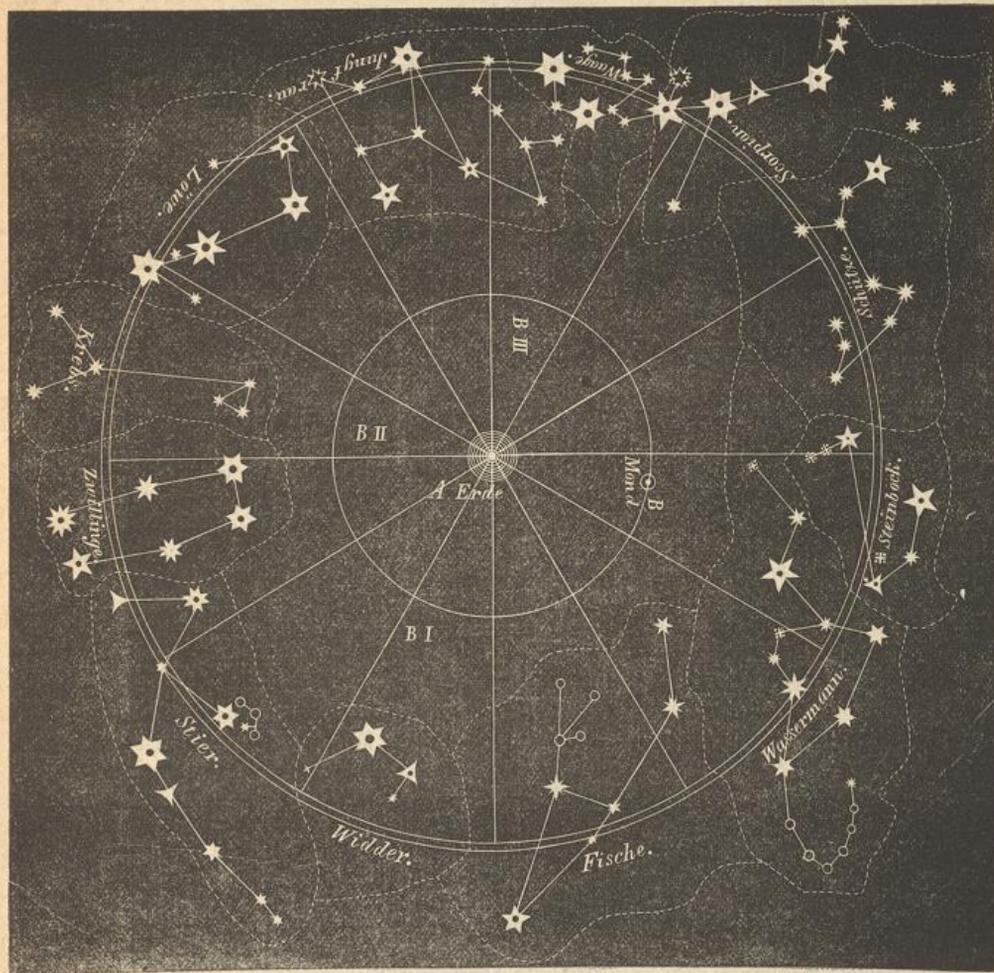
Arbeiten am Suez-Kanal.

hinauf. Die erste Hälfte desselben läuft in fast ganz gerader Linie von Port Said nach Ismailia, wo man Halt machte und wo der Vizekönig Alles für die Ankunft seiner hohen Gäste und für eine würdige Feier hatte vorbereiten lassen. Kanonenendonner erscholl bei deren Ankunft und sie waren entzückt von der malerisch geschmückten Stadt, wo der Vizekönig die edelsten und stolzesten Söhne seines Landes hatte sich versammeln lassen, um sich den Fremden in ihren eigenthümlichen Gebräuchen und in ihrem eigenthümlichen, prächtigen Aufzuge zu präsentiren. Zuerst führten die Söhne der Wüste, die braunen Beduinen, auf ihren schlanken feurigen Rossen in weißen flatternden Mänteln mit

Schwert und Speer ihre kriegerischen Wappenspiele und Scheingefechte auf, wobei die preussischen Offiziere im Gefolge des Kronprinzen sehr viele Verstöße gegen ihre Exerziervorschriften bemerkt haben sollen. Hierauf ließ der Vizekönig ein prächtiges, in allen Farben und Formen strahlendes, vielfach abwechselndes Feuerwerk aufführen, das bei der eigenthümlichen Bauart der Stadt Ismailia und der ebenso eigenthümlichen Beschaffenheit der Gegend sich seltsam schön ausnahm; dann bat er seine Gäste zu Tische. Da war für jeden, auch für den Geringsten, freie Tafel; die ausgefeiltesten Speisen waren in seltener Fülle vorhanden und die köstlichsten Weine flossen in Strömen; den Cham-

Der Hirschwirth, der Sägemüller und die Frau Hirschwirthin umfanden den Tisch mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie hätten das Schnaufen vergessen vor Auspassen, wenn dies nicht von selbst erfolgt wäre. Bei dieser lautlosen Stille hörte man die alte Wanduhr vernehmlich ihr gleich-

stehen noch 7 ganz kleine beisammen, die f. g. Kluckhenne. Gehören auch zum Stier. Diese 6 Sterne sind die Hauptsterne von den Zwillingen; die großen zwei heißen Kastor und Polur. So erklärte Herr Wieland den ganzen Sternengürtel im Thierkreise. Er setzte noch bei: So lange nun



mäßiges Tick Tack angeben. Alle waren erstaunt, ob Wilhelms Fertigkeit. Der Kreis war wie hergezaubert, und die Sterne flogen gleichsam in denselben hinein.

Diese 3 Sterne, sagte er, heißt man Widder, diese 9 Sterne nennt man zusammen Stier; dann

der Mond Zeit braucht, um an den drei Sternen (Widder) vorbei zu gehen — gewöhnlich zwei bis drei Tage — sagt man es sei im Widder; dann kommt er vor die Sterne zu stehen, die das Sternbild Stier darstellen; dies ist etwas größer. Wir wollen nun in unserer Zeichnung den Mond

B ins Sternbild vom Steinbock stellen. Hat der Mond in 28 $\frac{1}{2}$ Tag alle Sternbilder durchwandert, so geht's wieder von vorn an. Also, sagte der Sägemüller, jetzt begreife ich die Geschichte, so habe ich's mir nicht vorgestellt. Oder besser gesagt, setzte der Hirschwirth bei, wir haben uns gar nichts vorgestellt.

Die Hirschwirthin lachte und meinte, das hätte ihre alte Magd, die Susanna hören und sehen sollen; sie schneide immer ihre Fingernägel im Krebs ab und spreche einen besondern Spruch, wenn sie dieselben ins Feuer werfe.

Hirschwirth zum Wanderer: Wie ist's aber jetzt mit dem Kartoffelstupsen in der Waage?

Wanderer: Ja gerade so, wie wenn euere Susanna ihre garstigen Fingernägel im Krebs abschneidet. Wir alle schauen nicht darauf beim Abschneiden, deshalb wachsen sie uns doch wieder, wie der Susanna die ihrigen. Sie werden doch auch schon im Krebs oder in der Jungfrau Kartoffel gelegt und dennoch eine gute Ernte gemacht haben.

Hirschwirth: Ja freilich; aber wenn einmal ein solcher Brauch oder ein Vorurtheil eingewurzelt hat, man wird dessen nicht mehr los und Alles macht mit, ohne nur darüber nachzudenken, ob's nicht Thorheit und Unsinn sei.

Wilhelm: Sehen sie, man hätte z. B. der Waage — den paar Sternen — auch Maus, Baum, Kettig, Rebe, oder einen beliebigen andern Namen geben können. Dann ist's aber doch leicht begreiflich, daß dies keine besondere Wirkung, weder auf Menschen, Thiere, noch Pflanzen haben kann, ob der Mond vor diesem oder jenem Stern vorbeimarschirt. Dies kommt mir vor, wie wenn ich z. B. auf der Insel Mainau stehe und das neue Trajektschiff mit seinen Eisenbahnwagen von Rorschach nach Friedrichshafen absegelt. Bald sehe ich's in der Richtung von Rheineck, später in der von Bregenz, dann von Lindau, Langenargen etc. Dieses Vorkommniß übt weder auf mich, noch auf's Trajektschiff, noch auf die Städte irgend welchen Einfluß.

Sägemüller: Ja sind die Sterne verhältnißmäßig so weit entfernt, als beispielsweise die Städte vom Trajektschiff?

Wilhelm lacht: Was die Entfernung anbelangt, war der Vergleich schlecht. Man sagt aber auch, jeder Vergleich, jedes Exempel hinfle. Wenn ich statt Bregenz etwa einen Ort an der Küste

von Afrika, wie Tunis oder gar die Südspitze von Afrika, das Cap der guten Hoffnung, genannt hätte, wäre ich der Wahrheit näher gekommen. Sie werden staunen, wenn sie von der Entfernung der Sterne von unserer Erde oder vom Monde hören. Da müssen wir mit etwas großen Zahlen rechnen und die Kreide zur Hand nehmen. Wilhelm wollte schon die Zeichnung der Sternbilder auslöschen, aber der Wanderer sagte: halten sie, Herr Wieland, diese Zeichnung copire ich ab. Dieß gibt mir was in meinen 1871ger Kalender.

Also holte der Hirschwirth eine Schiefertafel und Wilhelm schrieb: Der Mond ist von unserer Erde 50,000 Meilen entfernt. Dieß wäre nach unserm Exempel die Entfernung von der Mainau zum Trajektschiff, welches von Rorschach nach Friedrichshafen fährt.

Die Sonne aber ist von der Erde 21,000,000 Meilen, also 420 Mal weiter entfernt als der Mond — oder so weit, daß eine Kanonenkugel 25 Jahre zu fliegen hätte, bis sie von der Erde auf der Sonne ankäme. Die Sterne aber sind 4 bis 500 Sonnenweiten, also etwa 200,000 Mal weiter von der Erde als der Mond von der Erde entfernt. Eine Kanonenkugel hätte demnach, um auf einen Stern im Zwilling oder der Waage kommen zu wollen, beiläufig 12,500 Jahre zu fliegen. Dieß wäre dann die Entfernung vom Trajektschiff bis an's Cap der guten Hoffnung.

Sägemüller: Da glaube ich auch, daß die Zeichen auf unsere Erde und unsere Arbeiten keinen Einfluß haben; ich habe früher wie noch viele Andere auch nicht im Scorpion gemäht; mein Vater selig hat dortmals gesagt, das Heu werde bitter. Ich und der Hirschwirth schauen schon lange nicht mehr darauf und haben immer gutes Futter. Wenn es wieder einmal in der Waage ist und es ist mir nicht wohl oder das Wetter ist schlecht, so bleibe ich zu Hause, Waage hin, Waage her.

Wilhelm: Dagegen scheint der Mond selbst nicht ganz ohne Einfluß, wenigstens auf flüssige Bestandtheile unserer Erde zu sein.

So rührt Ebbe und Fluth, Steigen und Fallen vom Wasser im Meere vom Monde her.

Zum Merkbuche.

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sie überwindet.

Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870.

Der Wanderer hatte gehofft, das Jahr 1870 werde ein friedliches bleiben, wenigstens friedlich für unser liebes Vaterland. Aber seine Hoffnung hat ihn schrecklich betrogen, denn es sind Ströme von Blut geflossen, wie noch niemals, und der Jammer und die Noth und das Elend, die hintennach kommen, lassen noch gar kein Ende absehen.

Wer ist schuld? fragt der Leser zuerst. Und der Wanderer antwortet: Der große Störenfried Europas, Napoleon Bonaparte, der Menschenschlächter Nr. 2 aus diesem Geschlechte, von dessen Händen das Blut von Millionen Menschen triefte. Er hat nicht geruht, bis Fürsten und Völker auf einander gehetzt waren und sich mit unerhörtem Grimm zerfleischten. Hören wir, wie es zuging.

Die Spanier hatten, wie bekannt, die Königin Isabella, die Isabel der Neuzeit, mit ihrer ganzen lieblichen Wirtschaft zum Lande hinausgejagt. Unter den Hauptern der Aufständischen fehlte es aber auch nicht an Streitigkeiten, und um denselben ein Ende zu machen, beschloß man wieder einen König auf den Thron zu setzen. Nachdem man sich lange besonnen und vergeblich nach einem Kandidaten umgesehen, fiel endlich die Wahl auf den Prinzen von Hohenzollern, Leopold, der bisher sich um Politik nicht viel bekümmert hatte. Er erklärte auch richtig, er wolle sich um den spanischen Thron bewerben und der „Königsmacher“ Prim und sein Anhang waren ordentlich froh, daß sich noch Einer fand, der den verwaisten spanischen Thron besetzen wollte. Zwar herrschten in Spanien noch verschiedene Parteien; allein man hatte schon Ausichten für den hohenzollern'schen Prinzen. Dies Alles aber bekam eine ganz andere Gestalt, als der französische Minister Grammont in Berlin sagen ließ, es würde einen großen Spektakel geben, wenn Preußen die Bewerbung des Prinzen Leopold vor sich gehen lasse. Preußen verwies Herrn Grammont direkt an den Prinzen Leopold mit dem Bemerken, es habe ihm, der nicht zum preußischen Königshause gehöre, weder etwas zu erlauben, noch zu verbieten. Prinz Leopold war hierauf taktvoll genug, die Bewerbung zurückzunehmen, da man in Frankreich schon vom Kriege sprach. Aber da zeigte es sich, daß Napoleon absolut den Krieg mit Preußen wollte, denn man gab sich in Frankreich mit dem Zurücktreten Leopolds nicht zufrieden. Man verlangte, der König von Preußen solle in einem Briefe Abbitte wegen des Vor-gefallenen leisten; er solle versprechen, daß nie mehr ein Hohenzollern sich um die spanische Krone bewerben werde, und der französische Gesandte Benedetti war so unverschämt, den König von Preußen auf der Promenade im Bad Gms anzuhalten und um Erklärung zu bitten. Der König, als der Franzose immer zübringlicher wurde, ließ ihn endlich gar nicht mehr vor sich.

Jetzt schrieb man in Frankreich, Napoleon voran, über Beleidigung der geheiligten Person des Gesandten. Man hörte in Paris nicht auf die vielen, ernstlichen, mahnenden Stimmen, die vor dem Krieg mit einem durch glänzende Siege gefürchteten Staate warnten. Napoleon wußte, womit das französische Volk zu tödern war; mit der Aussicht auf Oloire, auf Kriegsrühm. Am 15. Juli verkündete Napoleons charakterlotester Diener, der Minister

Ollivier, die Kriegserklärung in der französischen Kammer, und am 19. Juli ward sie offiziell dem König von Preußen angezeigt.

Durch Deutschland erscholl ein Schrei der Entrüstung über die Frechheit des korbischen Abenteurers auf dem Throne des anscheinend wahnsinnig gewordenen Frankreich; eine Begeisterung für das Vaterland glühte auf, wie eine ähnliche die Geschichte nimmer kennt. Was ein Jahrtausend in blutigen Kämpfen nicht zu Stande gebracht, das bewirkte der französische Kaiser wider seinen Willen in 8 Tagen: Deutschland ward einig.

Wie mit einem Zauberschlag war der Groll von 1866 verschwunden und der Bayer, der Schwabe, der Hesse und der Badener boten dem Preußen über den Main die tapfere Hand. Vergebens verkündete Napoleon, er habe es nur mit Preußen zu thun und bringe den Süddeutschen Frieden und Freiheit, — er hatte eben gehofft, diese als Verbündete zu gewinnen — man erkannte diesmal sogleich den Wolf im Schafspelz und seine schönen Phrasen wurden verlacht. Er mußte ohne Bundesgenossen bleiben, denn die andern Staaten, England, Rußland, Oesterreich, Italien und die Schweiz erklärten sich sogleich neutral. Nur Dänemark liebäugelte mit Frankreich, zog sich aber bald aus der Sache, als seine Hoffnungen auf Ländererwerb durch den Verlauf des Krieges zu Wasser wurden.

Da stand nun Napoleon allein gegen das kräftige, einige Deutschland und die Donnerkeile des Gewitters, das er freventlich heraufbeschworen, ja an den Haaren herbeigezogen, fielen mit zermalmender Wucht auf sein eigenes Haupt.

Indessen rüstete Napoleon. General Leboeuf ward zum Generalstabschef ernannt, Frossard und Canrobert befehligten den linken, Mac Mahon den rechten Flügel der französischen Armee. Der Kaiser selbst führte das Obercommando. Die französische Armee war mit den bekannten Chassepotgewehren bewaffnet; die Artillerie verstärkten die von Napoleon selbst konstruirten berühmten Mitrailleusen (Kugelspritzen), die sich aber nicht bewähren sollten. Von jeher hatte sich Napoleon als den „Helden der Civilisation“ gerühmt und rühmen lassen und um den Völkern gleich einen Begriff zu geben, woher die französische Civilisation ihren Ursprung nehme, reichte er in seine Heere jene berühmten Räuber- und Mörderbanden aus Afrika ein, die Suaven, Turkos und Siphirs, die zum großen Theil Neger und eigentlich nichts Anderes als bewaffnetes Diebsgesindel waren, um diese auf unser Vaterland in erster Reihe loszulassen. Man kann sich nicht leicht etwas Schändlicheres denken, als die Einföhrung des afrikanischen Wüstenabschaums nach Europa in den Krieg civilisirter Nationen durch den französischen Cäsar und dabei noch seine Verkündigungen, an der Spitze dieser Mordtruppe bringe er den Frieden und die Civilisation. Mit Recht hat ihn ein deutscher Redner einen „Feind des Menschengeschlechts“ geheißen.

Die französische Flotte segelte in starken Geschwadern in die Ostsee, um dort gegen Preußen zu operiren. Man war des Sieges in Frankreich so sicher, daß darauf gewettet wurde, die Franzosen seien bis 15. August in Metz

lin. Die fr. Zeitungen, die in der Prahlerei Göttliches leisteten, betitelten ihre Kriegsberichte nur noch: „Von Paris nach Berlin!“ Die Kurios natürlich fragten die Deutschen mit Haut und Haar auf. Dabei berichtete immer der Kriegsminister, Millionen ständen auf den Beinen, Millionen lägen in den Kasernen bereit, Millionen Gewehre lägen für die Ausrüstung fertig da, während in Wahrheit nicht einmal die ganze Rheinarmee mit Chassepots bewaffnet war und die französischen Reserven mit Prügeln exerciren mußten. Dazu kam noch die Misgerne in Frankreich. Aber freilich, auf dem Wege nach Berlin dachte man die magern Wiffen Frankreichs schon zu vergessen.

Diesen faulen Maßregeln gegenüber mußten die raschen, prägnanten Vorbereitungen Deutschlands, die energischen Bemühungen seiner Führer und die reichen, zu Gebote stehenden Mittel bald mit fürchterlicher Ueberlegenheit ans Licht treten. Der König von Preußen übernahm den Oberbefehl als Bundesfeldherr, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz den Befehl über die einzelnen Heerkörper. Dem General Moltke lag es ob, den Kriegsplan zu machen. Man glaubte selbst in Berlin noch an eine Ueberraschung; als aber am 17. Juli Moltke in seinem Bureau, da ihn seine Umgebung besorgt ansah, ruhig zu seinem Sekretär sagte: „Zweites Schubsack linker Hand“ und man darin den ganzen Kriegsplan fix und fertig entdeckte, begriff man, daß doch etwas vorgesorgt worden sei. Außer Moltke, dessen Genie sich im Jahre 1866 so glänzend bewährte, befehligten General Steinmetz,



General v. Moltke.

v. Goben, Blumenthal u. A. Die deutsche Armee, die sich an der französisch-bayerischen Grenze sammelte, war vom besten Geiste beseelt, und brannnte, den Erbfeind einmal vor sich zu bekommen. Das Zündnadelgewehr versprach seine früheren Leistungen zu wiederholen, wäh-

rend die trefflich verbesserten Geschütze (namentlich die möderischen Revolverkanonen) die Furcht vor den Mistralleusen verschwinden ließen. Im Norden an der Ost- und Nordsee küste hatte General Vogel von Falkenstein den Oberbefehl inne, um vereint mit der preussischen Flotte etwaigen Angriffen der überlegenen französischen Seemacht zu begegnen.

Auch Freiwillige strömten schaarenweise herbei, und manche guten deutschen Aelteren sandten ihre blühenden Söhne mit Thränen in den blutigen Kampf für die gerechte Sache und wie viele — auf Nimmerwiedersehen. (Siehe die Abbildung: Der Abschied).

Im ganzen deutschen Volke war man bemüht, den tapfern Vertheidigern des Vaterlandes ihr Loos so viel als möglich zu erleichtern. Man sammelte in großen Massen Geld, Proviant, Verbandzeug, kurz Alles Nöthige und überantwortete es den Behörden. Die Begeisterung war überall dieselbe; alle Parteien schwiegen; aus dem neutralen Oesterreich und dem fernen Amerika langten ebenfalls Unterstützungen an. Durch die vereinten Anstrengungen Aller kam es dahin, daß in unglücklich kurzer Zeit die deutsche Armee schlagfertig an der Grenze stand. Die Festungen wurden in Belagerungszustand versetzt, die Kehler Brücke zur Verhinderung eines feindlichen Angriffs von Straßburg aus in die Luft gesprengt. Die Deutschen ergriffen die Offensive und spielten den Krieg auf das französische Gebiet hinüber, um unsere geeigneten Pluren und unsere wehrlosen Städte mit ihren Bewohnern vor den gierigen afrikanischen Räuberhorden zu bewahren.

In der Gegend von Saarbrücken entwickelte sich das Vorpiel des blutigen Krieges in täglichen Plänkeleien und Scharmühen. Die Franzosen verpufften ungeheuer viel Pulver, um nur Spektakel zu machen, trafen aber nicht viel. Auf einer Rekognoszirung fielen zwei babische Offiziere mit ihrer Begleitung in französische Gefangenschaft; ein dritter ward dabei erschossen. Sie hatten sich unvorsichtiger Weise zu weit gewagt.

Am zweiten August fielen die Franzosen mit starker Truppenmacht über Saarbrücken her, in welcher offenen Stadt sich nur eine sehr schwache Abtheilung preussischer Truppen befand. Die Deutschen hielten sich unter beiderseitigem heftigen Feuer so lange als möglich und räumten dann die Stadt, als die Franzosen mit allzugroßer Ueberlegenheit heranbrängten. Das Jubelgeschrei, das man in Frankreich über diesen unbedeutenden Vortheil erhob, der deutscherseits nicht einmal als eine Schlappe bezeichnet werden konnte, entzieht sich jeder Beschreibung. Jetzt konnte natürlich zum Sieg Nichts mehr fehlen; in wenigen Tagen mußte man ja vor Berlin stehen. Der Kaiser telegraphirte an Madame Eugenie einen glänzenden Sieg bei Saarbrücken, was diese und die bonapartistischen Journale natürlich satifam ausbeuteten, um das bedauernswürdige, betrogene Pariser Volk noch tiefer in den Abgrund der Lüge und der Täuschung zu stürzen. Auch der kaiserliche Prinz, der kindische Luis, sollte bei dieser Gelegenheit dem Volke als Mär aufgebunden und zu seinem Liebling gestempelt werden. Napoleon berichtigte, in dünnen Worten gesagt, der Junge zeige für die Menschenschlächtigkeit schon ganz vortreffliche Anlagen zu seinem Alter und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen, sein würdiger Nachfolger zu werden. Die äl-

tehen Soldaten hätten vor Nührung geweint beim Anblick der Kaltblütigkeit, mit welcher der heldenmüthige Knabe eine heranrollende feindliche Kugel aufgehoben und zum Ansehen in die Tasche gesteckt habe.

Der Ernst des Schicksals und der Donner der deutschen Geschütze sollte den Menschenfeind, der auch jetzt noch mit dem Geschick der Völker spielen zu können glaubte, schrecklich von solchen Hanswurstlieden aufjagen.

Molke hatte gesagt: „Wenn Napoleon bis 20. Juli den Rhein zwischen Koblenz und Mannheim nicht sieht, so sieht er ihn niemals wieder“, und er hatte Recht. Am vierten August lauteten die Nachrichten anders, als am zweiten. Die Division Douay, zum Armeecorps des Marschalls Mac Mahon gehörig, hatte die Stadt Weissenburg, auf französischem Gebiete an der Grenze des Elsaß und der bayerischen Pfalz gelegen, besetzt. Gegen sie zogen das 5te und 11te preussische und das 2te bayerische Armeecorps heran, von der Südarmerie unter dem Kronprinzen von Preußen. Weissenburg ward von den Deutschen angegriffen und sammt den dahinter liegenden, ebenfalls von den Franzosen besetzten Höhen erkürrt und die Franzosen, nachdem sie überall geworfen, in Flucht aufgelöst. General Douay wollte diese erste Niederlage nicht überleben und suchte verzweifelt den Tod, welcher ihm denn auch durch eine Kugel zu Theil ward. Ein Geschütz ward erobert und über 800 Gefangene, worunter viele Turkos und Juaven, gemacht. Leider waren auch auf deutscher Seite die Verluste sehr bedeutend, da das Gefecht durch die gedeckte Stellung der Franzosen äußerst hartnäckig und blutig geworden war.

Die gefangenen Afrikaner wurden als die „Träger der Civilisation“ nach Deutschland geschickt, um dem deutschen Volke zu zeigen, mit welchen lebenswürdigen Helsen Napoleon die Welt mit der Civilisation beglücken wollte. Leider trat dabei eine Kundgebung zu Tage, welche uns fast glauben ließ, als habe die Art Napoleons, die Welt mit Afrikanern zu civilisiren, Anklang gefunden, nämlich bei den deutschen Damen.

Für diese waren natürlich die Afrikaner sehr „interessant“, was übrigens beim bloßen Ansehen derselben hätte hinreichend an den Tag gelegt werden können; daß aber einzelne Damen, namentlich aus vornehmen Häusern, die verwundeten Turkos beinahe zärtlich hätschelten, sie mit Lederbissen versahen und ihre deutschen Brüder, die ihr Blut vergossen, um gerade diese Dämchen vor Napoleons Raubschaaaren zu schützen, unbedacht daneben liegen ließen, und nicht einmal ein Wort des Trostes für sie hatten, sondern mit viel mehr Vergnügen die rohen Verklöße des afrikanischen Gefindels gegen die Sittlichkeit anhörten und ansahen, das gibt nicht nur ein sehr sonderbares Bild vom Patriotismus deutscher Frauen und Jungfrauen, sondern schlägt auch den Begriffen von weiblicher Würde,

von Sittsamkeit und weiblichem Anstand geradezu ins Gesicht. Das kommt eben von den Instituten, wo die feine französische Bildung Krumpf ist. Der Wanderer findet es ganz natürlich; Wenn deutsche Mädchen französisch erzogen, gekleidet, nur mit französischen Namensellen in Umgang gebracht und das Deutsche in ihnen mit Gewalt zu erküden gesucht wird, ist es denn da ein Wunder, wenn sie französisches Kummengefindel anständigen deutschen Männern vorziehen? Das sind auch Resultate heutiger Bildung.

Von Weissenburg drang die siegreiche Armee des Kronprinzen westlich gegen die Festung Bitsch vor. Am sechsten August waren es gerade 30 Jahre, daß Napoleon in Boulogne landete,



Der Abschied.

mit Speck am Hute, um den berühmten Adler anzulocken, und die Worte proclamirte: „Mein Herz möge mir in der Brust vertrocknen, so ich jemals etwas gegen die Freiheit des französischen Volkes unternehme. Es lebe die Republik!“ Das Schicksal hat seine Launen und macht gern Wiße. So auch hier, indem es die denkwürdige Schlacht von Wörth auf den sechsten August verlegte.

Zwischen Bitsch und Hagenau, bei dem unbedeutenden Orte Wörth, stieß der Kronprinz am Morgen des 6ten August auf die Armee Mac Mahons, des Siegers und deshalb Herzogs von Magenta, berühmt von dem österreichisch-französischen Kriege von 1859, und als der beste General Napoleons bezeichnet. Er führte Kerntuppen gegen den Kronprinzen, dessen Streitkräfte zum größern Theile aus Bayern und Württembergern, zum geringern Theile aus Preußen bestanden. Die Schlacht begann

Morgens und dauerte bis Nachmittags 4 Uhr. Trotz der vortheilhaften Stellung, die Mac Mahon eingenommen, trotz der Mitrailseusen, trotz der glänzenden Chargen der französischen Kürassiere, trotz der Juaven und Turkos — diese hatten die Bayern vor sich und der Kampf zwischen den wilden Afrikanern und den kräftigen Bayern soll wirklich grauenhaft gewesen sein — wurden die Franzosen mit solch vernichtender Wucht aufs Haupt geschlagen, daß von der ganzen stolzen Armee nur einige elende Trümmer übrig blieben und überhaupt ihr Name aus dem Kriege verschwand. 4000 Gefangene, 34 Geschütze, 6 Mitrailseusen und 2 Adler blieben in den Händen der Deutschen, deren Verluste freilich auch sehr bedeutend waren. Mac Mahon entrannt nur durch die schnellste Flucht, sein Gepäck und das der ihn begleitenden Damen im Stiche lassend.

Am selben Tage ward die andere Hauptarmee der Franzosen unter General Frossard, dem Erzherzog des Prinzen Louis (der, wie es scheint, auch besser versteht, Kinder zu verderben, als Kriegsrubm zu erwerben) von den Deutschen unter Prinz Friedrich Karl und General Steinmetz bei Saarbrücken und Forbach in die Flucht

geschlagen, gänzlich aufgelöst und in der Richtung gegen Metz zurückgedrängt.

Unendlichen Jubel erregte die Kunde dieser großen Siege in Deutschland, da man sich nun vor dem Einbruch des räuberischen Feindes gesichert sah.

In Metz sammelte Napoleon seine geschlagenen Truppen und verstärkte sie mit frischen. Dem französischen Volk wurden natürlich geschminkte Berichte zu kosten gegeben. Napoleon appellirte an das Volk zur Rettung des Vaterlandes. Da erhoben sich in seinem Rücken

Truppenmassen und es entspannen sich eine Reihe von Kämpfen, die, hin- und herschwanfend, für beide Theile entseßlich blutig waren, aber doch mit endlichem entscheidenden Sieg der Deutschen endeten. Vom 14. bis 18. August dauerten diese fürchterlichen Kämpfe und die Orte Mars la Tour, Courcelles, Gravelotte und Metz sahen Entseßliches. Die Preußen mußten die französische Hauptarmee unter Bazaine, die in der Richtung nach Paris abzuziehen wollte, zurückzuhalten und zur Entscheidungsschlacht zu bringen suchen, was mit



„Sacrrre tonnerre — wo ist verdamnter Preuß?“

schon die Vorläufer des Gespenstes, der Revolution, in der Kammer. Er mußte den Oberbefehl niederlegen und Bazaine, der Verräther Maximilians in Mexico, erhielt ihn. Von Lebocuf hörte man nichts mehr. Trochu erhielt den Oberbefehl über Paris.

Immer deutlicher wurden die Umrisse des großen, mit bewundernswerthem Scharfsinn combinirten Moltkeschen Kriegsplanes sichtbar. Wie mit ehernen Armen umfaßten die gewaltigen deutschen Heersäulen den Feind und drängten ihn auf Metz zurück, während der Kronprinz, der nach dem Sieg bei Wörth über Mac Mahon keinen Feind mehr vor sich hatte, gegen Chalons marschirte. Vor Metz konzentrirten sich beiderseits

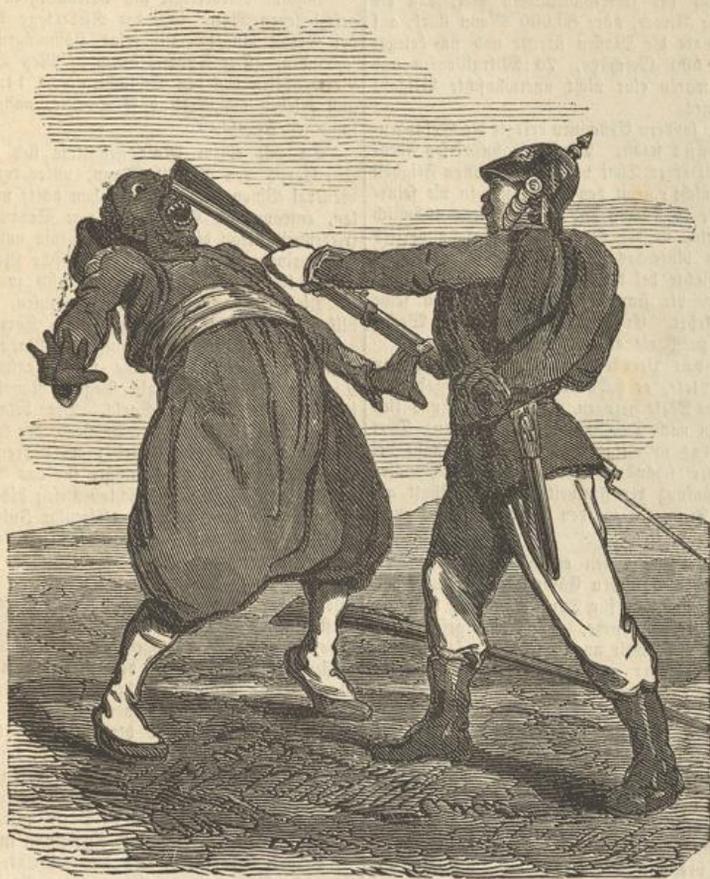
ansäglichen Dpsern auch gelang. Am 18. August wurde Bazaine bei Rezonville, westlich von Metz, trotz seiner starken Stellung, von den Deutschen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen angegriffen und in einer mörderischen Schlacht so vollständig geschlagen, daß er mit den Resten seiner Armee in Metz eingeschlossen und von Paris abgeschnitten ward.

Napoleon war nach Chalons entronnen. Man achtete nicht mehr auf ihn und General Trochu, einer seiner Gegner, ward zum Kommandanten von Paris ernannt. Dort erhielten die Minister, den lächerlichen Falkov an der Spitze, noch immer das Volk im Wahn, die Franzosen seien im Siegen begriffen, während schon

am 25. Mac Mahon mit seinen neu gesammelten Truppen die Stadt Chalons mit dem berühmten festen Lager dem anbringenden Kronprinzen ohne Schwertstreich überließ. Trochu dagegen machte energische Anstalten zur Vertheidigung der Stadt Paris. Die Zeitungen bemühten sich, das französische Volk zu einer Erhebung gegen die Deutschen zu bewegen, indem sie dieselben als die größten Ungeheuer schilderten, die sengten und brennten, Alles mordeten, kurz keinen Stein auf dem andern ließ. Daher die große Erbitterung des französischen

reiche gute Sache des Vaterlandes“ nur so weiter zu führen.

Die Deutschen drangen indessen rasch vor, den geschlagenen Bazaine in Metz eingeschlossen haltend. Am 30. August riefen sie bei Beaumont, südwestlich von Sedan, auf Mac Mahon, der mit einer starken Armee dem bedrängten Bazaine zu Hülfe kommen sollte. Nach heftigem Kampfe wurden die Franzosen mit bedeutenden Verlusten ihrerseits in der Richtung gegen Sedan an die belgische Grenze zurückgedrängt. Unter den Mauern



„Hier, Monsieur Turco!“

Volkes und dessen Feindseligkeiten gegen die deutschen Soldaten, während doch bekanntlich wahrhaft untadelige Mannszucht gehalten wurde. Die Franzosen dagegen benahmten sich in einer Weise, die allem Völkerrecht geradezu Hohn sprach: Sie schossen auf Parlamentäre, sie vertrieben die eingewanderten Deutschen und peinigten sie dabei auf jede Weise. Dazu kamen noch die lügenhaften Pariser Berichte, welche aufmunterten, die „sieg-

von Sedan dauerte am 31. August und 1. September der Kampf ununterbrochen fort, während Bazaine aus Metz auf allen Punkten ausfiel. Der Abend des ersten September sah Bazaines Angriffe überall zurückgeschlagen, ihn selbst nach Metz zurückgeworfen und dort enger als je umschlossen, während ebenso unter den Festungswerken von Sedan die Franzosen von allen Seiten zurückgeworfen, theils in wildeste Flucht aufgelöst und zer-

sprenkt, theils mit Napoleon und dem schwerverwundeten Mac Mahon — der Tapferkeit dieses Generals kann man die Achtung nicht versagen, obwohl gerade er die schwersten Niederlagen erlitt — in Sedan eingeschlossen wurden. Viele der Fliehenden flüchteten über die belgische Grenze, wo sie von den zur Wahrung der Neutralität aufgestellten belgischen Truppen entwaffnet wurden. Am Morgen des 2. September unterhandelten die Deutschen mit General Wimpffen, der an Stelle Mac Mahons das Ober-Commando übernommen hatte, und das Resultat der Unterhandlungen war, daß die ganze französische Armee, über 80,000 Mann stark, auf Gnade und Ungnade die Waffen streckte und sich kriegsgefangen gab. 500 Geschütze, 70 Mitrailleusen und 10,000 Pferde waren eine nicht unerwünschte Beigabe des großen Sieges.

Nicht Jubel, sondern Erstaunen erregte die Gefangennahme Napoleons selbst. Die Laufbahn dieses Abenteurers hörte mit einer That der erbärmlichsten Feigheit auf. Er hatte nicht einmal den Muth, sich in die feindlichen Bajonnette zu stürzen und so wenigstens rühmlich unterzugehen, nein, in der Stunde der Gefahr verließ er sein für ihn blutendes Heer, sein betrogenes Volk und suchte bei der Gnade des Feindes Schutz. Wohl hätten sich die französischen Waffen gegen seine eigene Brust gefehrt. Er überließ Alles seinem Weibe, die immer noch zu Paris als Regentin figurirte.

Der König von Preußen nahm den Cäsaren, von dem man behauptete, er habe bei seiner Uebergabe den Degen zum ersten Male gezogen, freundlich auf und ließ ihn über Belgien nach Deutschland transportiren. Dort wies man ihm das prächtige Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel, einen der schönsten Orte Deutschlands, unter mäßiger Beschränkung der Freiheit zum Aufenthalt an. Die gefangenen Franzosen wurden in die Festungen durch ganz Deutschland vertheilt.

Viele mahnenden Stimmen erhoben sich, dieses Verfahren gegen den französischen Cäsaren als zu mild verurtheilend. Jedenfalls ist für Deutschland der Umstand, daß Napoleon gefangen wurde, oder besser gesagt, sich gefangen nehmen ließ, weit unangenehmer, als wenn er sich geflüchtet hätte, oder gefallen wäre; dies wird sich zeigen, sobald es zum Friedensschlusse kommt, vielleicht noch früher.

Von da an concentrirte sich der Krieg zum großen Theil um die zwei starken Hauptfestungen Straßburg und Metz, die sich noch immer tapfer vertheidigten, während der König und der Kronprinz den Marsch gegen Paris nach kurzem Rasten von der Blutarbeit fortsetzten.

Vor Straßburg lag die badische Division, unter dem Oberbefehl des preussischen Generals von Werder, mit einer starken preussischen Abtheilung vereinigt. Sie hielten die Stadt eng umschlossen und die furchtbaren Belagerungsgeschütze mit ihren 150pfündigen Geschossen richteten entsetzliche Verheerung in dem unglücklichen Straßburg an. Flüchtige Deutsche, die wie auf barbarische Weise aus ganz Frankreich, so auch aus Straßburg ausgetrieben wurden, erzählen von dem unsäglichen Elend, das in Straßburg herrschte. Allein alle Vermittlungsversuche scheiterten an der Halsstarrigkeit des Commandanten, des alten Uhrich; sogar auf badische Parlamentäre wurde gefeuert. Das auf deutscher Seite

Straßburg gegenüber liegende Kehl ward von den Franzosen mit Brandkugeln beschossen und nicht weniger verheert, als Straßburg selbst.

Im obern Elsaß, bei Mühlhausen und Colmar, sammelten sich französische bewaffnete Banden, die bei Belingen eine nächtliche Invasion in's Badische wagten und fortwährend auf die hart am Rhein passirenden Eisenbahnzüge feuerten. Dies hörte auf, als sogleich badische Truppen bei Mühlheim Stellung nahmen und den Rhein mit Geschützen besetzten.

Bazaine vertheidigte sich hartnäckig in dem eng eingeschlossenen Metz. Mit der Niederlage Mac Mahon's bei Sedan mußten alle seine Hoffnungen auf Entfesselung schwinden. Der Typhus brach in Metz aus; die vielen Verwundeten von den Schlachten vom 14. bis 18. August trieben die Noth aufs Höchste, nach Ausfuge gefangener Franzosen.

Da mit einem Male gestaltete sich Alles anders. Ein Corps von 30,000 Mann, unter dem Befehl von General Vinoy, das Mac Mahon hätte unterstützen sollen, entran der Katastrophe von Sedan. Die Unzufriedenheit stieg; die Kaiserin Eugenie und der Mitrailleusenprinz entflohen über die belgische Grenze, und am 5. September erklärte sich Frankreich zur Republik.

Diese Bewegung ging von der Linken, von der republikanischen Partei im gesetzgebenden Körper aus. Der gesetzgebende Körper ward aufgelöst, Napoleon und seine Dynastie abgesetzt und eine neue Regierung gebildet. Trochu, schon lange als Gegner Napoleons bekannt, blieb Gouverneur von Paris. Der bekannte Jules Favre ward Minister des Aeußern, der Advokat Gambetta Minister des Innern; im Uebermuth ernannte man sogar zwei Civilkommisäre für das Elsaß. Die republikanische Regierung beschloß Krieg bis auf's Messer, wie dies aus dem bekannten Circular Jules Favre's ersichtlich; als ihren Hauptzweck bezeichnete sie die Vertreibung der Fremden von französischem Gebiete. So kann der Krieg sich in die Länge ziehen, da die Franzosen nach Jules Favre sich zu keiner Gebietsabtretung verstehen, die Deutschen aber natürlicher Weise nun nicht ohne Weiteres die errungenen Vortheile aufgeben wollen. Außer der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat auch Belgien, Spanien und Portugal die Republik Frankreich anerkannt.

In Paris wurde der berühmte Demokrat und Gegner Napoleons, Henry Rochefort, sofort nach Verfindigung der Republik aus seinem Gefängnisse, in dem er seit längerer Zeit schmachtete, befreit und unter großem Jubel des Volkes von Paris unter die Zahl der Mitglieder der provisorischen Regierung aufgenommen.

Während der Wänderer dies schreibt, dringt unsere siegreiche Armee unaufhaltsam gegen Paris vor. Vielleicht sind die leichten Reiter schon vor den Mauern der Weltstadt angelangt und umschwärmen dieselben auf ihren sinken Rossen.

Leider haben wir vom 10. September ein Unglück zu beklagen. Der französische General Thiermin in der Citadelle von Laon capitulirte; plötzlich flog Mittags 12 Uhr die Pulverkammer in die Luft, wobei eine Menge Deutsche und Franzosen getödtet und verwundet wurden. Man vermuthet Verrath als das Motiv dieses Ereignisses.

So ist plötzlich das Ende des Krieges, welches so nahe zu liegen schien, durch die Verblendung und Hartnäckigkeit der Franzosen in die Ferne gerückt und noch viel Blut kann vergossen werden, bis endlich wieder der milde Segen des Friedens über uns waltet. Es steht auch eine Vermischung der fremden neutralen Mächte zu fürchten, besonders da auch Italien, nachdem Napoleon die französische Besatzung von Rom zurückgezogen, sich gerüftet hat, um den Kirchenstaat dem Papste zu entreißen. Der Einmarsch in das römische Gebiet ist bereits erfolgt.

Daran aber muß und wird Deutschland festhalten: an der Abtretung der uns früher mit Gewalt entzogenen Länder Elsaß und Lothringen, sowie an der Forderung genügender Entschädigungen für diesen furchtbaren Krieg, in den es ohne seinen Willen verwickelt wurde. Nie war die Gelegenheit schöner und günstiger, alles Unrecht zu sühnen und alles angeklammertes Recht wieder geltend zu machen, als gerade jetzt, da der Erbfeind, von deutscher Kraft überwunden, am Boden liegt.

Hier muß der Wanderer schließen und die Erzählung des Weitern auf ein ander Mal verschieben. Aber stolz darf der Deutsche sein auf sich selbst im Bewußtsein seiner Kraft und nimmer werden ihn die Fremden über die Achsel ansehen. Der Wanderer hat nur noch zu wünschen, daß die glänzenden Thaten nach Außen auch ihre innern Früchte tragen, daß der Preis des Sieges ein mächtiges einiges und vor Allem ein freies Deutschland sein möge. Gott helfe dazu!

Es ist Eine, wie ein Bär.

Matheis zum Sepp: Ich habe gehört, Du seiest ein Hochzeiter.

Sepp: Ja wohl, am Sonntag laß ich die Hochzeit verkünden.

Matheis: Was häst für eine Braut? Ist's auch eine schöne?

Sepp. Gewiß ist e schöne! Schau Matheis: Es ist Eine, wie ein Bär.

Gänse stopfen.

In einem Dorfe am See kauften zwei Mädchen je eine Gans, um sie zu stopfen und hernach die Gansleber zu verkaufen zum Erfasse des Ankaufs. Das Fleisch sollte auf des Vaters Namenstag einen fetten Braten auf den Tisch geben und die Federn den Mädchen gehören.

Also frug die Salome ihre Kameradin, wie es mit ihrer Gans gehe, ob sie schon recht fett sei. Die Brena sagte: ich weiß nicht recht, meine Gans gefällt mir gar nicht mehr, sie kann kaum noch den Kopf tragen; ich glaube, die hält's gar nicht aus.

Salome: Meine ist wohl auf und hat schon

zugelegt; aber sag' einmal, wie hast du's denn gemacht?

Brena: Ha, wie habe ich's gemacht. Wie man's macht, wenn man Gänse stopft. Ich habe ihr den H...n mit Faden zugenäht, in einen Korb gesetzt und...

Salome lacht und lacht und die Brena wird feuerroth. So den H...n hast du zugenäht? da glaube ich's, daß sie's nicht aushält.

Praktisch!



Gnäd'ge Frau: Was gibt es Neues in der Stadt, Johann?

Johann: Der Bediente des Hauptmann v. Schmidt sagt mir, daß soeben sein Herr mit der gnädigen Frau und den Kindern verreist ist.

Gnäd'ge Frau: Wenn du das gewiß weißt, geh' sofort zu Schmidt's, gib diese Karte ab und sag' ich würde mich sehr freuen, wenn mir der Herr Hauptmann nebst Familie heute die Ehre geben wollte. Das Essen beginnt Punkt 4 Uhr.

Neujahrs-Gruß.

Ein Dorfschullehrer schickte am 1. Januar 1870 den Verheiratheten der Gemeinde das folgende gute Neujahrs-Wünschlein:

„Guch möge schenken das Gesicht
Nur lauter gute Kinder;
Das wünsch' ich stets zu Eurem Glück,
Zu meinem auch nicht minder.“

Richtige Antwort.



Untersuchungsrichter. Ihr Name, Frau?

Frau. Ich heiße Lehmann.

Untersuchungsrichter. Ihr Alter?

Frau. Na, wenn ich Lehmann heiße, so heißt mein Alter auch Lehmann.

Schwäbische Treue.

Warum wein'st denn so, Kätherle? — Sollte ich nit weine, Hochwürde? Meia Seppel muß ja unter d'Schwalangscheer! — Na, tröß' dich, er kommt ja in drei Jahren zurück! — Ja, mein Herrgöttel, derweil haun i schon lang an Andern!

Ergebniß der Gewinnziehung von 1870.

Am 20. März 1870 wurden in Gegenwart mehrerer Urkundspersonen die vier Nummern herausgeloozt, welche die Prämie von 110 fl., sowie die Verkäuferprämie im Betrag von 27 fl. 30 kr. erhalten, und es fiel auf **Nr. 12,652** der erste Gewinn mit fl. 50. **Nr. 61,123** der dritte Gewinn mit fl. 20. **Nr. 50,557** der zweite Gewinn mit fl. 25. **Nr. 80,413** der vierte Gewinn mit fl. 15.

NB. Den ersten Gewinn mit fl. 50., sowie die Verkäufer-Prämie mit fl. 12. 30. erhielt Herr Eduard Noppel in Hilzingen.

Den vierten Gewinn erhält Herr Carl Kromer in Neustadt und die Verkäufer-Prämie wurde an die Herren Gebrüder Kromer dort ausgezahlt.

Auflösung der Räthsel. 1. Die Bürste. — 2. Mehr Fische, denn die Steine sind unter dem Wasser. — 3. Keine, sie müssen hinein gethan werden. — 4. Das Licht.

Die Mitgiftsfrage.

Ein Jude wünscht seinen Sohn zu verheirathen; er hört von einer guten Partie und will den Sohn nach dem ziemlich entfernten Wohnort des Mädchens zur Werbung schicken. Da er aber erfahren hat, daß der Vater des Mädchens sich üble Dinge habe zu Schulden kommen lassen, ja sogar im Gefängnisse gefessen oder verlei, so gibt er dem Sohne vor der Abreise zur Brautschau auf, sich genau nach diesen Vorkommnissen zu erkundigen und je nachdem seine Erkundigung ausfällt, seine Forderungen in Betreff der Mitgift zu stellen und zwar: „Hat der Vater des Mädchens blos Bankerott gemacht — forderst du 20,000 Thlr. Mitgift. Hat er aber im Gefängniß gefessen, 30,000 Thlr. u. s. w.“

Mit dieser Instruktion versehen, reist der Sohn ab. Am Wohnort des Mädchens erfährt er aber nun, daß ihr Vater wegen der größten Spitzbubereien gehängt worden ist. Für diesen, nicht vorhergesehenen Fall hatte der Freier keine Instruktion und so telegraphirt er an seinen Vater:

„Gehent! Was soll ich fordern?!“

Rezept.

„Sie, Herr S., Sie san doch a Nürnberg, sagen S' mer amol, wie macht mer denn an guten Ochsenmaulsalat?“ „Neme S' Essig und Del in Mund und schütteln Sie's gut, so wird er ausgezeichnet.“